

A

Zoologische Briefe.

Naturgeschichte

der

lebenden und untergegangenen Thiere,

für

Lehrer, höhere Schulen und Gebildete aller Stände,

von

Carl Vogt.

Mit vielen Abbildungen.

Erster Band.

Frankfurt a. M.

Literarische Anstalt.

(3. Rütten.)

1851.

A

Druck von C. Krebs-Schmitt, in Frankfurt a. M.

Einleitung.

Ein ungemeiner Reichthum lebender Wesen drängt sich dem Blicke eines Jeden entgegen, der die Augen auf die ihn umgebende Natur lenkt. In allen Elementen, in der Luft, auf und in der Erde, in allen Tiefen des Wassers lebt und webt es in den mannigfachsten Gestalten. Schwärme von Insekten und Vögeln erheben sich auf leichten Flügeln, während andere Thiere, durch ihre Organisation an den Boden gefesselt, auf diesem nach Nahrung umherschweifen, oder selbst unter der Oberfläche Wohnung und Unterhalt suchen. Jeder Baum, jeder Strauch beherbergt seine eigenthümlichen Gäste, jede Erdscholle dient belebten Thierwesen als Aufenthaltsort. Die süßen und salzigen Gewässer sind erfüllt mit schwimmenden Thieren, mit Fischen, Krustern, Weichthieren, Infusorien, ihr Boden überzogen von Polypen, Strahlthieren und anderen Organismen, die ein selbstständiges Leben führen. Wie hoch der Mensch sich auch erheben mag an den Gehängen der Gebirge, wie tief er auch sein forschendes Senfblei in den Ozean versenken mag, überall findet er Spuren schaffenden Thierlebens, überall sieht er sich von belebten Formen umgeben, deren Mannigfaltigkeit seine Bewunderung erregt. Nicht minder groß ist der Wechsel, welchen der Beobachter beim Durchmessen größerer Entfernungen auf der Erdoberfläche wahrnimmt. Der Bewohner der Polargegenden findet bei uns eine durchaus veränderte Thierwelt, er sieht keine Robben, die zu Hunderten in dem Strahle einer karglichen Sonne schlafen, keine Alke und Fettgänse, die in unzähligen Schwärmen an den Felsenüfern seiner Eismeere nisten. Der weiße Bär, der blaue Fuchs, die ungeschlachteten Walthiere haben ihn verlassen, statt des Elenns' und des Renns, sieht er Hirsche und Rehe in unsern Wäldern, Schwärme von Singvögeln und Tauben auf unsern Feldern, andere Fische, andere Muscheln in unsern Flüssen und Meeren. Nicht minder erstaunt der Bewohner unserer Zone bei dem Anblicke jener tropischen Gegenden, die wieder

ganz andere Thiere in noch weit größerer Mannigfaltigkeit ihm entgegen tragen und durch die seltsamen Gestalten, deren oft riesenmäßige Größe und schimmernde Farbenpracht die Eindrücke wiederholen, welche die Leppigkeit der tropischen Pflanzenwelt dem Nordländer übermächtig aufdrängt.

Es ist natürlich, daß diese außerordentliche Mannigfaltigkeit der thierischen Wesen, welche den Erdball überall schmückt und belebt, von Anbeginn an die Aufmerksamkeit der Menschen erregen, ihre Wißbegierde stacheln mußte. Zuerst fesselte das Ungeheuerliche, das Bizarre, das Gewaltige ihren Geist und entzündete die Phantasie zu oft sonderbaren Uebertreibungen. Die Leichtgläubigkeit der Menschen war zu allen Zeiten dieselbe, und nicht selten wurde das Wahre als unwahrscheinlich verworfen, und das offenbar Falsche als wahrscheinlich angenommen. Je mehr sich aber die Beziehungen zwischen den einzelnen Völkerfamilien mehrten; je weiter der Unternehmungsgeist Einzelner oder ganzer Nationen nach entfernten Gegenden hin sich ausbreitete, desto mehr wurde auch die Wißbegierde angespornt, die Thierwelt jener Gegenden kennen zu lernen und mit derjenigen des Vaterlandes zu vergleichen. Da es eine tiefbegründete Eigenschaft der menschlichen Forschung ist, bei unbekanntem Dingen zuerst die Ähnlichkeit mit bekannten Dingen aufzusuchen und später erst auf die Unterschiede aufmerksam zu werden, so sehen wir auch bei den älteren Völkern, daß sie gänzlich verschiedenen Thieren die Namen von solchen Geschöpfen geben, die ihnen näher bekannt waren, und daß sie die Unterschiede derselben oft nur in unbedeutenden Merkmalen suchen. Mit der Zeit erweitern sich die Kenntnisse; die Aufmerksamkeit, die früher nur von dem Wunderbaren gefesselt wurde, steigt zu scheinbar unbedeutenderen Gegenständen herab, die Wißbegierde begnügt sich nicht mehr mit dem, was sie zufällig findet, sie sucht mit Bewußtsein auf und gibt sich ganz ihrem Zwecke hin. Mühselige Reisen werden unternommen, Beschwerden aller Art ertragen, um nicht nur die Sitten und Gebräuche fremder Menschen, sondern auch die fremder Thiere kennen zu lernen. In dem ungemein reichen Material, welches man aus allen Ecken der Erde zusammenschleppt, verliert sich der Ueberblick. Man beginnt deshalb zu sichten und zu ordnen; man stellt Ähnliches zusammen, trennt das Unähnliche von einander, oft nur nach äußern Merkmalen, die Jeder so wählt, wie sie ihm am besten zusagen. Bald genügt die äußere Gestalt nicht mehr; man will tiefer in das Innere dringen; man will wissen auf welche Art ein abweichend gestaltetes Thier seine Nahrung sich verschaffen, sein

Leben fristen könne. Man untersucht die Structur der Organe, welche diesen wunderbaren Thierleib zusammensetzen; man vergleicht die gefundene Organisation mit derjenigen der bekannteren Thiere, man entdeckt innere Merkmale, welche geeignet erscheinen, die mannichfaltigen Formen unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte unterzuordnen. Die natürlichen Hilfsmittel des menschlichen Körpers genügen zur Forschung nicht mehr; man schärft die Sehkraft der Augen durch Lupen und Mikroskope und steht erstaunt vor einer neuen Welt, deren Kleinheit sie bisher dem Auge entzog. Unermülich und rastlos bringt man weiter auf den geöffneten Wegen, hier suchend und forschend, dort ordnend und einreihend. Von dem kleinsten Thiere will man wissen, wie es entstehe, lebe, sich fortpflanze und zu Grunde gehe; jedes bekannte Geschöpf will man neben seinen Nachbarn und natürlichen Verwandten einreihen in das Register, welches nach streng gesetzmäßigen Normen die Namen und deren Bedeutung aufnimmt. Ein neues Feld eröffnet sich. In den Tiefen der Erde, in den Schichten der Felsen hat man eine Menge von versteinerten Körpern gefunden, deren Ähnlichkeit mit Schnecken und Muscheln, mit Knochen und Gehäusen sie anfänglich für Naturspiele halten läßt, bis man entdeckt, daß die Reste untergegangener Schöpfungen hier der zerstörenden Kraft von Jahrtausenden entgangen sind und daß es nur der genauen Untersuchung der jetzt lebenden Thiere bedarf, um diese längst vernichteten Geschöpfe vor unserm geistigen Auge wieder erstehen zu lassen und sie ihren Verwandten näher zu bringen.

Wir sind an der Aufgabe der heutigen zoologischen Wissenschaft angelangt. Sie soll uns die unendliche Mannichfaltigkeit der thierischen Formen, welche den Erdball jetzt bevölkern und früher bewohnten, vor die Augen führen; nicht in einem ungeordneten Haufen, aus dem nur hie und da eine auffallende Gestalt hervorsticht, sondern wie ein wohlgeordnetes Heer, dessen einzelne Waffengattungen in bestimmter und geschlossener Reihe vorüberziehen, so daß die Eigenthümlichkeiten eines jeden Gliedes bemerkt, kritisch untersucht und gewürdigt werden können; sie soll uns zeigen, wie diese verschiedenen Gruppen in ihrem Innern gestaltet, wie diese Organismen beschaffen sind und in welchem Verhältniß diese Beschaffenheit zu derjenigen anderer Gruppen steht; sie soll uns die Geschichte eines jeden klar machen, von seiner ersten Entstehung an bis zu seiner Auflösung in die Elemente; sie soll endlich die Gräber aufdecken und zeigen, welche Verwandte, welche Ahnen in unendlichen Generationsfolgen in den Schichten der Erde begraben liegen. Es ist wahrlich nicht die trockene Aufzählung der Thiere und ihrer äußern Merkmale, welche das letzte Ziel der zoologischen Wissen-